

DIE SCHRECKEN DES "FRIEDENS" ...

Die Nachkriegskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Band VII/15

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei

Lebensverhältnisse in Theusing von Mai bis Juni 1945, Internierung im Arbeitslager Kolin und Zwangsarbeit ab August 1945

Erlebnisbericht des Fabrikanten Ludwig K. aus Theusing, Kreis Tepl (x005/320-324): >>Man wartete täglich auf das Eintreffen von Besatzungstruppen, wohl befürchtend, es könnten die Russen sein, denen ja ein schlechter Ruf vorausging. ...

Am 8. Mai (kamen) endlich amerikanische Panzer, denen in Kürze der amerikanische Troß nachfolgte. Sie belegten die Turnhalle und die besseren Häuser. Auch in meinem Haus sollten 21 Mann Platz finden. Nachdem sie sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatten, begnügten sie sich mit einem Raum für 5 Soldaten. Ihre erste Tätigkeit waren Hausdurchsuchungen, angeblich nach Waffen, wobei sie aber auch Goldwaren mitgehen ließen. Ansonsten waren die Amis zur Bevölkerung anständig und es waren besonders die Kinder, die rasch Freundschaft schlossen und an den Proviantverteilungen gern und zahlreich teilnahmen.

Es folgten die Tage, wo wir trauernden Herzens zusehen mußten, wie ununterbrochene Reihen Lastautos, beladen mit unseren braven Soldaten, durch unsere Stadt fahren, um in einer hoffnungslosen Verfassung in die Gefangenschaft abzugeben. Am Vorstadtplatz mußten sie die noch im Besitz habenden Waffen und sonstigen Kriegsgeräte abwerfen, die sich bald zu großen Haufen türmten.

Es war für die zahlreich anwesenden Polen ein Vergnügen, sich um die abgeworfenen Revolver zu raufen und für uns eine Befürchtung, daß sich damit bewaffnete Banden bilden werden. Daß sich bei dem Streit um die Revolver ein Pole aus Unvorsicht selbst erschöß, sei nur nebenbei bemerkt.

Nach dem halbwegs guten Einvernehmen zwischen der amerikanischen Besatzung und der Bevölkerung wirkte die Nachricht, daß sich die Amis zurückziehen, um den anrückenden Russen Platz zu machen, wie ein kalter Wasserstrahl. Es wurde Wahrheit, russische Fußtruppen, ca. 300 Mann marschierten ein, während die Amerikaner nahe des Waldrandes in Zelten Platz nahmen. Die Russen quartierten sich im Schloß ein, das Kommando belegte die Bürgerschule.

Es kam nun täglich und besonders in den Nächten zu häßlichen Szenen, und oft genug mußten amerikanische Streifen eingreifen, wenn weibliche Hilferufe in der Nacht widerhallten. Tagsüber konnte man täglich mit dem Besuch der Russen rechnen, oft gemeinsam mit den Polen, die vor allem Wodka und Spiritus suchten. Oft genug stürmten sie im betrunkenen Zustand die Geschäfte und nahmen einfach mit, was ihnen passend schien. Ich sah Russen, die an beiden Armen 2 oder 3 Armbanduhren trugen. Das Unangenehme war, daß die Russen viermal die Truppen wechselten und die Neuangekommenen abermals auf Beutezüge nach Waren und Frauen gingen. ...

Es erschienen tschechische Truppen, ... die nun ihren Rachegefühlen freien Lauf ließen. Jahrelange Unterdrückung hatte bei ihnen eine Unmenge Haß aufgespeichert, und wir Sudetendeutschen sollten nun diese entfesselte Wut zu spüren bekommen. Noch am gleichen Tag wurden sämtliche Parteigrößen verhaftet. Spitzel besorgten, daß alle ihnen unbeliebten Männer in Haft genommen wurden. Hausdurchsuchungen kamen nun nicht mehr von der Tagesordnung. Die noch vorhandenen jungen Leute, junge Mädchen und Frauen mußten sich täglich ... zur Arbeit

melden. Es regnete Verordnungen, deutsche Aufschriften mußten verschwinden, die Gassen erhielten neue Namen. Die Ablieferung der Radios, Musikinstrumente, Fotoapparate, Büchersammlungen usw. folgte.

Die Geschäfte hatte man nach der Warenbestandsaufnahme geschlossen. Es sollte jeder Privatbesitz in das Eigentum des Staates übergehen, was aber nicht verhinderte, daß es die führenden Macher schafften, sich in den Besitz dieser oder jener Waren zu bringen. Verhaftung über Verhaftung erfolgte. Man war sich oft nicht klar, warum dieser oder jener fortgeholt wurde. Man wußte an keinem Tag, ob man die folgende Nacht noch in seinem Bett schlafen würde. ...

Es wurden Kleidersammlungen für die armen Opfer von Lidice durchgeführt. Es wurde den aus den KZ entlassenen Juden gestattet, in die besseren Häuser zu gehen und sich daselbst Anzüge und Wäsche auszusuchen. ... Es durfte kein Deutscher nach 20 Uhr auf der Straße sein. Die Deutschen bekamen nur die minderen Lebensmittelkarten, ohne Fleisch und ohne Fett. Wenn ein Deutscher ohne weiße Armbinde angetroffen wurde, kostete es 50 Mark Strafe oder es gab Ohrfeigen.

Es tauchten Gerüchte auf, daß die Tschechen Evakuierungen vornehmen werden. Man schenkte diesen Gerüchten noch keinen Glauben. Doch als man hörte, daß in Karlsbad bereits mehrere Gassen evakuiert wurden, mußten wir uns mit dem Ernst der Lage befassen. Wir trafen Vorbereitungen, ... um vor Überraschungen sicher zu sein. ...

Am 9. August 1945, frühmorgens um 5 Uhr, erschienen tschechische Organe, d.h. Zivilisten mit Gewehren in den Wohnungen mit dem Befehl, die Wohnung bzw. das Haus sei binnen einer Viertelstunde zu räumen. Sammelpunkt (war die) Turnhalle. Mit der Uhr in der Hand wurde auf die Einhaltung der Viertelstunde gedrängt. Eiligst wurde das Dringendste zusammengerafft, wobei es unvermeidbar war, daß oft Unwichtiges eingepackt und Wichtiges vergessen wurde.

In der Turnhalle erfolgte eine gründliche Leibes- und Gepäckrevision. Den Leuten wurden wahllos Sachen weggenommen und zu Bergen aufgeschichtet. Von den wenigen Sachen, die man mitgenommen (hatte), wurde das Beste geraubt, so daß mancher mit halbleerem Koffer oder Rucksack abziehen mußte. Meine Tochter bekam Ohrfeigen, weil sie deutsch sprach und doch tschechisch sprechen sollte. ...

Wir wurden sodann in Lastautos nach Petschau gebracht, dort in offene Viehwaggons verladen und nach Karlsbad gefahren, wo wir den Tag und die folgende Nacht in den offenen Waggons zubrachten. Wir hatten noch immer die Hoffnung, wieder zurückzukommen, doch wir täuschten uns.

Im strömenden Regen landeten wir nach einer endlosen, immer wieder unterbrochenen Fahrt in der Bahnstation Luzna-Lischan. Hier wurden unter nicht zu beschreibenden Szenen die Frauen und Männer getrennt. Die jüngeren Männer kamen in ein Kalkwerk bei Prag, während die älteren Männer, zu denen auch ich gehörte, ... nach Kolin bei Prag kamen. Die Frauen mit Kindern kamen zu landwirtschaftlicher Arbeit in tschechische Dörfer. Sie kamen vorher in ein Lager nach Rakovnik, wo die Frauen von den Bauern aus der Umgebung wie auf einem Viehmarkt begutachtet und zur Arbeit ausgesucht wurden. Ältere Frauen und Frauen mit Kindern wurden verschmäht und blieben übrig, wodurch meine Frau ... mit anderen wieder heimfahren konnte.

Auch diese Heimfahrt vollzog sich bei strömendem Regen in offenen Waggons. Tschechische Organe wollten sie aber nicht in die Stadt hereinlassen. Erst nach langen Beratungen ließ man die vollständig durchnäßten Frauen und Kinder in die Stadt, um sie aber nicht in die eigenen, sondern in fremde Wohnungen einzuweisen. Mein Haus war in Zwischenzeit (bereits) von 2 Gendarmeriefamilien besetzt.

Wir älteren Männer fuhrten in offenen Waggons und landeten ... bei ununterbrochenem Regen

in den Morgenstunden des dritten Tages in Kolin. ... Wir wurden vom Bahnhof, begleitet von den verächtlichen Blicken und höhnischen Zurufen der Bevölkerung, in das Arbeitslager geführt, wo wir noch am gleichen Tage mit der Arbeit beginnen mußten. Das Bargeld, daß wir bei uns hatten, mußten wir sofort abliefern. Mancher hatte ein kleines Vermögen bei sich. Wehe, wenn einer etwas verheimlichte. Wir bekamen davon nichts mehr zu sehen. Wir besaßen also keinen Pfennig und bekamen aber auch keinerlei Bezahlung für unsere Arbeit, die darin bestand, daß wir 72 Stunden in der Woche, sonntags bis 2 Uhr, mit Schaufel und Spitzhacke Aufräumarbeiten in einem durch Bomben vollständig zerstörten ... Werk besorgen mußten.

Wir waren in diesem Lager zirka 500-600 Mann aus Theusing, Petschau, Karlsbad, Joachimsthal, Platten, Rumburg und Warnsdorf, zumeist Kaufleute, Gewerbetreibende, Lehrer, Advokaten und Pensionäre usw., die nun ... ungewohnte Arbeit verrichten sollten. Dafür gab es als Entgelt Hungerrationen. Wir lernten hungern. Wie oft sah ich, daß junge Menschen, vom Hunger getrieben, aus den Abfalltonnen Kartoffelschalen heraussuchten und gierig verschlangen. Es gab abwechselnd Kartoffeln, Kartoffeln und Kartoffeln. Die Folge waren viele Erkrankungen mit Durchfall, so daß die Latrine unter ständiger Belagerung stand. Es gab zahlreiche Sterbefälle und Selbstmorde.

Ein sadistisch veranlagter Kommandant, stets mit einer Hundepeitsche und Revolver bewaffnet, ersann immer neue Quälereien. ... Er befahl, daß wir beim Antreten tschechische Lieder singen mußten. ... Der Kommandant war mit diesem Gesang (jedoch) unzufrieden, also mußte weiter geprobt werden. ... Der von uns verehrte Direktor der Petschauer Musikschule stand auf einer Kiste und mußte den Gesang dieser tschechischen Hetzlieder dirigieren.

Beim Abmarsch zur Arbeit mußten wir täglich (tschechische) Lieder singen. Bei der dünnen Schnitte Brot und etwas Kaffee im Magen war uns ... nicht zum Singen zumute. Aber wehe, wenn es nicht nach Wunsch ging, (dann mußten wir) umkehren und (alles) wiederholen, oder es gab ½ Stunde lang tiefe Kniebeugen. Wir waren bloß Nummern, die wir auf der linken Brustseite und am rechten Hosenbein gut sichtbar tragen mußten. Unsere briefliche Verbindung mit unseren Angehörigen, alle 14 Tage eine Karte, durfte nur tschechisch geschrieben sein, bekam einer von uns etwas deutsch geschrieben, wurde ihm nur das leere Kuvert ausgefolgt.

Beim Appell kam es vor, daß bei der Zählung, die 2mal am Tag stattfand, die Ergebnisse nicht stimmten: Es gab dann Strafen für alle Lagerinsassen. Es kam vor, daß der Fehlende am nächsten Morgen in einer Ruine gefunden wurde, wo er sich aufgehängt hatte. Ich entsinne mich eines ... jungen Mannes aus Nordböhmen, der das Austreten versäumte. Er wurde vom Kommandanten so oft mit der Faust zu Boden geschlagen, daß er am nächsten Tag ... verstarb.

In einem anderen Fall trieb der Kommandant einen Professor aus Joachimsthal, der wegen einer Krankheit allein auf dem Dachboden schlief und die Zeit des Appells verschlafen hatte, mit der Hundepeitsche über die Treppen. Die Aufsicht bei den Arbeiten versahen bewaffnete Soldaten, die abends beim Appell nachlässige Arbeitsgruppen meldeten. ... Der betreffende Gruppenführer ... mußte dafür büßen, indem er 15-20 Stockhiebe auf den Hintern bekam.

Es war für uns alle ein trostloses Leben, und nur die ständige Hoffnung, unsere Heimat und unsere Familie wiederzusehen, verlieh uns Kraft und Ausdauer. Unser Lagerarzt Dr. L. aus Theusing, tat das Möglichste, um gewisse Härten zu mildern. Bei vielen von uns, die durch Entkräftung, Erschöpfung und seelische Zermürbung nicht mehr konnten, sorgte er dafür, daß sie im Lager bleiben konnten. Er zog sich allerdings durch den erhöhten Krankenstand den Unwillen des Kommandanten zu. Eines Tages wurde er mit anderen verhaftet und in das Kolinser Stadtgefängnis abtransportiert. ...

Es war für uns Freude und Jubel, als es hieß, daß unser ... Kommandant wegen Unterschlagung abgesetzt wurde. Sein Nachfolger war das Gegenteil, ein Mensch mit Herz. Wir genos-

sen nun verschiedene Vergünstigungen, erhielten z.B. am Sonntag frei und bekamen reichlich Kostaufbesserung, was wir besonders begrüßten.<<

Zwangsarbeitseinsatz in Strojitz, Zustände und Ereignisse im Internierungslager Auschowitz bei Marienbad von August 1945 bis Ende September 1946

Erlebnisbericht der Therese R. aus Einsiedl bei Marienbad im Sudetenland (x005/325-327):

>>Am 16. August 1945 mußte ich mit 28 Frauen und Mädchen aus Einsiedl bei Marienbad nach Strojitz bei Saaz. ... Wir wurden nachts um 23.00 Uhr auf 2 Leiterwagen verladen und unter tschechischer Bewachung nach Marienbad zum Bahnhof transportiert. ...

In Strojitz ... lagerten wir den ganzen Nachmittag auf einem freien Platz. ... Die deutsche Bevölkerung durfte nicht mit uns sprechen. Unsere traurige Lage kam uns so richtig zu Bewußtsein, denn wir fühlten uns wie auf einem Sklavenmarkt. Die Kommissare, ausschauend wie Räuber, kamen, schätzten uns ab, suchten sich die ihnen passenden Frauen und Mädchen aus. Wir wurden in 7 Gruppen geteilt ... und durften uns später nicht treffen. ... Als wir einmal vom Felde heimgingen und die 14jährige Ilse S. infolge der Hitze die Weste mit der gelben Armbinde über dem Arm trug, so daß die Binde gut sichtbar war, stürzte sich ... ein tschechischer Soldat auf sie und schlug ihr ins Gesicht.

Als wir den 31. August Mittag aus der Hopfenernte zurückkamen, wurde ich nachts um 10 Uhr sowie noch eine Frau, 7 Mädchen, 5 Männer, darunter der 83jährige Franz Z. (der durch die Folgen der Haft und der unmenschlichen Behandlung bald starb), der 13jährige Willi B. und die 14jährige Ilse Sch. verhaftet. Wir wurden in der Nacht ins KZ Auschowitz ... eingeliefert, und es begann die Hölle auf Erden. In einem 7 qm großen Raum waren 28 Frauen interniert. Man konnte kaum atmen und mußte auf Brettern schlafen.

Schon bei der Einlieferung bekamen wir ohne jeden Grund Schläge mit dem Gummiknüttel und der Peitsche ins Gesicht, auf den Kopf und Rücken, so daß wir nach Wochen noch die Striemen hatten. Als ... (sie) die mit uns eingelieferten Männer unmenschlich schlugen, ... sie mit Füßen stießen und auf ihnen herumtrampelten, mußten wir an der Wand stehen und zusehen. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß es solche Menschen geben kann und hätte es nie geglaubt, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte. ...

Als wir am 2. September ... von der Arbeit ins Lager kamen, stürzte sich der Kommandant Latke ... auf unsere Arbeitsführerin Frau L. und schlug ihr derart ins Gesicht, daß sie zusammenbrach. Dann mußten alle Männer, an die 400, antreten und wurden von dieser Bestie und 2 seiner Posten der Reihe nach niedergeschlagen. 50, 80 oder über 100 Hiebe mit einem armstarken Gummiknüttel, wo ein Draht durchgezogen war (erhielten manche Männer).

Waren dieser Sadist und seine Henkersknechte von ihrer bestialischen Arbeit ermüdet, dann mußte ein Kamerad den anderen schlagen. Wehe, wenn dieser nicht fest genug hinschlug. Dann riß Latke ihm den Knüttel weg und er bekam selbst das 3- und 4fache der Hiebe. Diese Schlägerei, wo einige Gummiknüttel in Stücke gingen, dauerte von 5 bis 10 Uhr. Nun mußten die ... zerschlagenen Männer noch bis 12 Uhr exerzieren und tschechische Lieder singen. Wer nicht sang, bekam die Peitsche. ...

Am 4. September schlug Latke ein Fräulein Sch. aus Jauer fast tot und legte sie in Ketten. Am ganzen Körper hatte sie keinen heilen Fleck mehr. In unsere Zelle kam er hereingestürmt und brüllte Fräulein R. auf tschechisch an. Da sie diese Sprache nicht beherrschte, konnte sie keine Antwort geben. Darauf schlug er ihr 2mal ins Gesicht und mit dem Gummiknüppel über den Rücken sowie noch weitere 10 Frauen und Mädchen, darunter auch mich und eine 68jährige Frau. (Er schlug uns) mit solcher Gewalt, daß wir fingerstarke Schwielen hatten und 3 Wochen nicht auf dem Rücken liegen konnten.

Einige Tage später hat sich aus Einsiedl A. H. im Waschraum erhängt. Zuvor ist er auf der Wachstube halbtot geschlagen worden. Ich sah ihn aus der Wachstube heraustaumeln, wo er

noch mit Fußtritten bearbeitet wurde. Er konnte nicht mehr aufrecht gehen. Es war um 12 Uhr nachts. Habe die Schläge bis in unsere Zelle gehört.

Anfang Oktober hat L. Frau U. mit Sohn, die über die Grenze wollten, aufgegriffen und ins KZ eingeliefert wurden, so geschlagen, daß die Hand und der Arm geschwollen war wie zum platzen, Rücken und Brust ganz mit Blut unterlaufen, das Gesicht zerschlagen, die Augen waren noch verschwollen und blau, als sie nach Wochen zum Verhör gingen. Der Arm war wie gelähmt.

Ebenso ging es Frau B., Marienbad, deren Mann sich vergiftete, als ihn die Tschechen aus seiner Apotheke warfen. Die Besitzerin vom Zoo Marienbad, deren Mann schon im Juli verhaftet wurde, hat sich bei ihrer Verhaftung im November vergiftet. Förster P., Sangerberg, wurde erschlagen, Vater von 3 Kindern.

Von Juni bis Dezember waren täglich diese unmenschlichen Schlägereien. Wievielen wurde das Trommelfell, Augen, Zähne, Kiefer, Rippen zerschlagen. Dr. K. wurde an einem Nachmittag 4mal bewußtlos geschlagen.

Im Oktober, als wir an einem Samstag geimpft wurden, deshalb nicht auf Arbeit, sondern im Lager waren, wurden 6 Männer eingeliefert, darunter R., dem man beide Hände amputiert hatte. In der Wachstube wurden sie fast erschlagen, mit Füßen hinausgestoßen, ein großer Wolfshund auf sie losgelassen, sie konnten nicht mehr gehen, der Hund fiel sie wütend an, Herr Sch. hat er 7mal ins Bein gebissen. Dann mußten sie bis in die Nacht an der Wand stehen, wo sie immer wieder mit dem Kopf an die Wand gestoßen wurden, daß das Gesicht eine Blutkruste war.

Im Lagerhof waren große Löcher, wievielen Häftlingen wurden bei der Herumjagerei von den Posten das Bein gestellt, daß sie in die Löcher fallen mußten, dann trampelten sie mit den Füßen auf die Köpfe. Es ist unmöglich, alles anzuführen, es gäbe ein ganzes Buch.

Wir dachten, nur in Auschowitz ist ein solcher Unmensch als Kommandant, doch als wir in die anderen Lager kamen, erzählten die Häftlinge von der gleichen Bestialität. In Neu Rohlau war es noch furchtbarer. 5 m außerhalb des Stacheldrahtes, ganz nahe an der Frauenbaracke, waren einige achtzig Erschlagene eingescharrt. Im vergangenen Sommer war der Verwesungsgeruch so stark, daß wir es in der Baracke kaum aushielten. Durch Tausende von Wanzen war es unmöglich, daß ich schlafen konnte.

Gesund wurde ich eingeliefert, durch die unmenschliche Behandlung, Aufregung und das seelische Leid bin ich nun schwer herzkrank. ...

Nach 13monatiger Haft wurde ich wegen Mangel an Beweisen entlassen. Ich mußte unterschreiben, daß ich keine Ansprüche auf Entschädigung stelle. Ich durfte nicht mehr in meinen Heimatort Einsiedl. Ich durfte nicht mehr in meinen Heimatort Einsiedl. Mein jetzt 18jähriger Sohn bekam nie, trotzdem ich schwer krank war, eine Fahrbewilligung. Auch er wurde ohne jeden Grund von den Tschechen so geschlagen, daß er heute noch eine Beule am Hinterkopf hat.

Während meiner Haft waren 5 Hausdurchsuchungen, wo sie Wäsche, Kleider, was ihnen eben gefiel, mitnahmen.

Wir können es heute noch nicht fassen, daß man uns Sudetendeutsche als Bettler aus unserer Heimat jagte, die unsere Ahnen urbar machten, die durch unermüdlichen Fleiß, Genügsamkeit und Kultur zur blühenden Landschaft wurde. Einsiedl feierte 1934 das 500jährige Jubiläum als Stadt, wo bis 1918 nie ein tschechischer Einwohner war. Unser Besitz geht zurück ... bis ins 15. Jahrhundert. Wir haben unserer Heimat die Treue gehalten in guter wie in schlechter Zeit.<<

Zustände, Ereignisse und Zwangsarbeitseinsatz im Kreis Luditz von Juni bis September 1945

Erlebnisbericht der Witwe A. L. aus Buchau, Kreis Luditz (x005/328-331): >>Dann kam die Kapitulation Deutschlands, und das Elend brach über uns herein. Ein fürchterliches Blutbad an der Sprachengrenze begann. In meiner Heimat nahmen sich zehn Personen das Leben, weil sie das Fürchterliche nicht mehr ertragen konnten. - Ich möchte mir wünschen, daß jeder einzelne über seine Erlebnisse berichtet, damit die Welt erfährt, wie es uns ergangen ist.

Wir warteten ständig in Buchau, daß mein Bruder mit seiner Familie käme und wir zusammen fliehen könnten. Unter dem tschechischen Pöbel hatten wir fürchterlich zu leiden, alles wurde uns genommen, sie drangen in die Wohnungen, warfen die Deutschen hinaus, nahmen ihnen alles, trieben sie mit 7,- RM über die Grenze. Ich sah die ersten Deutschen, wie sie ausgewiesen wurden, nur mit Rucksack und Kinderwagen versehen, meist ohne ein bißchen Essen, wurden sie von bewaffneten Soldaten über die Grenze getrieben. Vor der Austreibung hat sich das Ehepaar R. erhängt.

Meine Mutter war alt und krank, konnte diesen Marsch nie unternehmen, und so beschlossen wir, aus dem Leben zu gehen. Zuvor mußte ich aber Verbindung mit meinem Bruder in Schelles und meiner Schwester in Luditz haben. Aber mein Bruder war bereits tot und meine Schwester irgendwohin fortgetrieben. Fürchterliche Tage hatte ich zu durchleben. Nur mit allergrößter Mühe gelang es mir, meine Mutter für einige Tage vom Selbstmord zurückzuhalten, und ich versprach ihr, meine Schwester zu suchen.

Tatsächlich machte ich mich auf den Weg und schlug mich unter lauter Russentransporten durch bis Rudig und zurück bis Lust. Auf dem ... Meierhof in Lust fand ich ihre Spur. Ich verfolgte sie weiter, immer weiter, und in der Ortschaft Tönischen fand ich sie, sie ihrerseits wollte wieder uns suchen, und so trafen wir uns. Ein derartiges Wiedersehen läßt sich wohl nicht schildern. Am nächsten Tage schleppten wir uns heim nach Buchau.

Dann war ich bemüht, Erkundigungen einzuziehen, auf welche Art und Weise mein Bruder ums Leben gekommen war. Er wurde ca. 14 Tage nach der Besetzung, nachdem er alles verloren hatte, von bekannten Tschechen fortgeführt, angeblich zu einem Verhör und kam nie mehr heim. Er wurde ... geschlagen und wieder geschlagen, dann starb er daran. Seinem Kind und seiner Frau wurde strengstens untersagt, Trauerkleidung zu tragen; täten sie es trotzdem, so kämen sie auch ins Tschechische. Man nahm meiner Schwägerin sogar den Ehering ab.

Wir Deutschen mußten stets weiße Armbinden tragen, 10 cm breit. In meinem Haus hatte ich dauernd 20-25 Russen, 5 Flüchtlinge aus der Slowakei und meine Schwester mit 3 Kindern. Vor Leid waren wir alle gebrochen.

Einmal nur ging ich ohne Armbinde ins Nachbarhaus, schon stand ein tschechischer Offizier vor mir und fragte, ob ich Tschechin oder Deutsche sei. Und schon sauste etwas Hartes auf meinen Kopf. Ich lag ganz benommen auf den Steinen und schämte mich, ein Mensch zu sein. ... Ich war ganz erschöpft und konnte mich nicht erheben. Da drohte der tschechische Offizier, auf mich zu schießen, wenn ich nicht aufstehen würde. Mühsam raffte ich mich auf und im nächsten Moment sauste wieder der schwere Knüppel auf meinen Kopf. Ich lag abermals auf der Erde. ... So wurden an diesem Tage in Buchau noch viele Frauen geschlagen; dann ging dieser Soldat in die umliegenden Ortschaften und suchte und fand viele neue Opfer. ...

Es wurde immer schlimmer, wir trauten uns nicht mehr auf die Straße. Jeder Tscheche konnte mit uns machen, was er wollte, jeder Tag brachte neue Verbote und neuen Zwang. Essen gab es fast gar nicht. Es war ein Wunder, daß wir noch lebten. Überall waren Tschechen, sie kamen in allerschlechtesten Kleidern. Sie hatten eine alte Aktentasche bei sich, in der gewöhnlich ein Stück Brot, ein Benesch-Bild und ein blau-weiß-rotes Fähnchen waren. So kamen sie in unsere Häuser und sagten: "Jetzt bin ich der Besitzer." Und unsere Leute mußten ihre Häuser räumen. ... Im besten Falle durften sie am eigenen Hofe als Knecht leben.

Ich arbeitete weiter im Geschäft meines Schwagers. Eines Tages wurden wir nach Luditz zum Arbeitsamt gefordert, meine zwei Schwägerinnen, meine Nichte und ich. ... In Luditz wurden wir von einigen Tschechen übernommen, mit anderen Deutschen auf den Bahnhof getrieben, in einen vollen Zug gestopft und irgendwohin ins Tschechische geschleppt.

Heute wundere ich mich noch über mich selbst, daß ich nicht den Verstand verloren habe. Ein kleines Kind zu Hause, eine alte kranke Mutter, die Schwester mit drei Kindern unversorgt; wann würden sie aus meinem Haus, dem letzten von vier Häusern, das uns bis dahin verblieben war, hinausgetrieben, und wohin würden sie getrieben werden, was würde mit mir geschehen?

Werden sie uns den Russen ausliefern, wie seinerzeit in Luditz alle Mädchen vom 14. Lebensjahr angefangen? Gibt es einen Herrgott im Himmel, der dies alles geschehen läßt! O, wir wünschen uns alle den Tod - und doch geschieht nichts, nichts als daß die Reise weitergeht, immer weiter.

Wir fuhren durch Scheles, an der Villa meines Bruders vorbei, vorbei an allen Stellen, wo ich bisher mit ihm geschafft hatte, sei es in der Kanzlei oder auf den Feldern. In Pläß bei Pilsen mußten wir aus dem Zug heraus. Gott sei Dank, daß es nicht noch weiter ging, denn hier kannte ich mich noch aus; und langsam begann ich mich irgendwie zu wehren.

Wir wurden in ein von Schmutz starrendes Gasthaus geführt. Groß und klein kam gelaufen, um uns anzustarren. Waren wir doch die ersten Opfer der Verschleppung. Dann wurden viele Russen gerufen, und wir wurden ihnen angeboten. Meine Schwägerin und ich sprachen tschechisch, und sie verurteilten die Tschechen ob ihres Vorgehens.

Man holte Bauern, die uns besehen mußten. Es wollte uns aber niemand haben. ... Wir wurden auf Wagen geladen und von Dorf zu Dorf gefahren und verschachert.

In Bilov bei Scheles kamen wir zu Bauern; hier ging das Leiden weiter. Keine Nachricht erreichte meine Angehörigen. Wir hatten keine Wäsche, keine Seife, keinen Kamm. Die Bäuerin erlaubte mir nicht, mich zu säubern. Ich bekam bei allerschwerster Arbeit oftmals ... nur jeden zweiten Tag ein Mittagessen. Meistens nur ein bißchen Quark und Kartoffeln. Von den Kartoffeln durfte ich nur 2 essen. Die Arbeit begann um 5 Uhr früh und dauerte bis 22.30 Uhr. Jeden Donnerstag war Versammlung für die Bauern, und von Donnerstag zu Donnerstag wurde es für uns schlimmer. Die Wohnung des Bauern Josef V. in Bilov, wo ich war, und wo ich in einem feuchten Loch schlief, war total versaut. Die Frau hatte viele Läuse und war Bettnäserin. Sie schlief mit ihrem Mann in der Küche in einem Bett. Das Bett durfte nie zum Trocknen aufgehängt werden, ich mußte es immer naß und stinkend wieder einbetten, desgleichen das Bett der Tochter.

Flöhe und Fliegen fraßen uns buchstäblich auf. ... Ich durfte mich nur waschen, wenn ich allein auf dem Feld arbeitete und ein Wassergraben in der Nähe war. Immer arbeitete ich barfuß, auf den Bachwiesen stand meistens Wasser. ...

Ich wurde krank. ... Ich bekam immer mehr Fieber, arbeitete und schlief mit der ganzen Kleidung. Meine Cousine bekam Ausschlag an den Beinen, und ich stellte mit Schrecken fest, daß sich auf meiner rechten Hand ein Ekzem festgesetzt hatte. ... Ich konnte fast nicht mehr aufrecht gehen. ... Nach ca. 6 Wochen (Zwangsarbeit) war ich fast verhungert. ...

Am 16. September taumelten wir ganz einfach davon und wollten nur heim und dann sterben. 2 Tage brauchten wir, um nach Hause zu kommen. Die Angst aufgegriffen und erschossen zu werden, trieb uns weiter. ... Deutsche halfen uns unter Lebensgefahr.

Um 12 Uhr mittags erreichte ich mein Haus, und um 2 Uhr nachmittag kamen schon zwei Männer vom Narodni Vybor und suchten mich wieder. Einer hieß Zajic, und sie suchten sich aus, was ihnen gefiel. Am nächsten Tage mußten wir zum Chefarzt, Dr. Karpathy, nach Luditz, der uns als Todeskandidaten bezeichnete. (Das Attest von Dr. Karpathy befindet sich noch in meinen Händen.) Tatsächlich ist meine Schwägerin nach einiger Zeit auch gestorben.

Ich selbst hatte für sieben Personen zu sorgen und mußte mich gewaltsam ans Leben klammern.

Als ich halbwegs konnte, arbeitete ich wieder im Geschäft meines Schwagers, das in der Zwischenzeit enteignet worden war. Mein Haus wurde zwar von den Russen geräumt, aber von den Tschechen sofort wieder genommen. Frau K. nahm mir die letzten paar Möbel, das Haus nahm der Buchauer Kommissar Triska. Kurz darauf stahl er jedoch aus der Buchauer Stadtkirche eine rote Altardecke und ließ daraus eine kommunistische Fahne und ein Kleid für seine Tochter Elinka nähen.

Außerhalb Buchau steht eine sehr alte, aber schöne Kirche, die Jakobikirche, die von den Russen und Tschechen innen fast ganz demoliert wurde, und in der sie ihre Gelage abhielten. Als wir für unsere beiden Brüder, die durch die Tschechen ihr Leben einbüßten, eine Messe lesen ließen, ließ uns Frau K. nicht eine Blume für unser Grab aus meinem Garten nehmen.

...<<

Zustände und Ereignisse in der Stadt Mies von August bis Dezember 1945, Zwangsarbeitseinsatz in Böhmen

Erlebnisbericht der Maria S. aus der Stadt Mies im Sudetenland (x005/331-335): >>Der Sommer 1945 brachte uns Tag und Nacht Angst und Schrecken. Hausdurchsuchungen und Verhaftungen an der Tagesordnung. Alle Deutschen müssen die gelbe Armbinde tragen und erhalten Judenkarten. Meine gesamte Leibwäsche, Bettwäsche, sowie Kleidung, Antiquitäten, Silber und Teppiche usw. hatte ich in einen Bauernhof gebracht, wo ich annahm, daß sie dort sicherer als bei mir aufgehoben seien. Die Bäuerin war Tschechin. Meine Annahme erwies sich als trügerisch. Der Hof wurde als einer der ersten des Dorfes Sittna enteignet, und ich verlor auf diese Weise mit einem Schlag die notwendigsten und besten Wäsche- und Kleidungsstücke.

Eines Tages sahen wir schon um 7 Uhr früh Hunderte von guten Bekannten auf dem Marktplatz stehen, umgeben von Soldaten mit aufgefplantem Gewehr, die uns den Zugang zu ihnen verweigerten. Sie halten nur wenig Gepäck bei sich, denn innerhalb 1/2 Stunde mußten sie unter Aufsicht packen und die Wohnung verlassen. So sahen wir am 20. Juli die ersten Mieser Bürger ihre Heimat für immer verlassen, unbekannt wohin. Wir entschlossen uns sofort, das Notwendigste zu packen. Meine Mutter war 75 Jahre alt, die Mädchen 9 und 11 Jahre und ich 43. Wir wußten, daß man auch uns eines Tages auf diese Art und Weise aus unserem Haus in Mies Nr. 15 vertreiben würde.

Am 29. August, um 7 Uhr früh, hörte ich aus dem Schlafzimmer meiner Mutter laute Stimmen. Es war soweit. 2 Tschechen überbrachten uns den Befehl, daß wir bis 7 Uhr abends am Bahnhof sein müssen. Meine Mutter versuchte, auf Grund ihres hohen Alters zu erreichen, daß man von diesem Vorhaben absehen möge. Vergebens! Auf einem kleinen Handwagen packten wir unsere Säcke und Koffer, und als wir so zum Bahnhof zogen, wanderten aus allen Straßen Hunderte von Menschen den gleichen traurigen Weg. In eine Fabrikhalle mußten wir unser Gepäck schaffen, Gold, Silber und Schmuckstücke wurden uns abgenommen. Alte und Kranke lagen auf den Säcken, Kinder schrien nach ihren Betten. Es verging eine trostlose Nacht.

Um 1/2 7 Uhr früh mußten wir unser Gepäck in einen bereitstehenden Zug verladen und fort ging es mit 1.500 Menschen, unbekannt wohin. - Sibirien wurde allgemein angenommen. Wir kamen nach Rokyzan.

Der Zug hielt, Amerikaner prüften die Papiere des Lokomotivführers, es schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Unsere Freude war groß, weil nach 3stündigem Verhandeln die Maschine kehrte und wir wieder zurückfahren. Allerdings nur 2 Stationen.

In Chrast verbrachten wir 30 Stunden im Waggon. Langsam ging die Verpflegung zu Ende.

(Wir hatten auch) kein Trinkwasser mehr. Als wir Wasser holen wollten, wurden wir von den Posten mit dem Gewehrkolben verjagt. Die Säuglinge, von denen wir einige im Waggon hatten, schrien, denn was sollte man ihnen geben? Über 3 Kerzen bereiteten wir etwas Tee für sie. Später zündeten wir wie Zigeuner am Bahndamm Feuer an und kochten Suppe. Unser einziger Gedanke aber war ständig, was mit uns geschehen würde. ...

Am 31. August, abends um 6 Uhr, fuhr der Zug endlich in die Richtung nach Mies zurück. In Tuschkau aber hielt der Zug. Tschechen und Amerikaner erwarteten uns. Wir mußten heraus aus den Waggons und uns familienweise zusammenstellen. Viele Frauen bekamen Herzkämpfe, Wahnsinnsanfälle. Ich bemühte mich zu helfen, wo es ging. Ich besaß eine kleine "Reiseapotheke" und als ausgebildete Krankenschwester konnte ich manchem Linderung verschaffen. ...

Ein tschechischer Gendarm und ein amerikanischer Captain sondierten nun die Masse. Alte, Gebrechliche und kranke Leute, Frauen mit vielen Kindern wurden zurückgestellt. Auch wir gehörten zu den Glücklichen. Wie groß war aber die Verzweiflung derer, die wieder in die Wagen mußten und abermals ... in Richtung (Deutsches Reich) abfahren. Meine kleine 11jährige Tochter und ich mußten nun unser Gepäck unterbringen. Es goß in Strömen. Wir waren derart ermattet, hungrig, naß und verzweifelt, daß wir laut weinten. Die übrigen 180 Personen lagen einstweilen in einem Gasthof auf dem Stroh. Um 23.30 Uhr hieß es wieder heraus, Gepäck zum Bahnhof, ab nach Mies.

Dort angekommen, mußten wir bis 4 Uhr früh in der Kälte im Freien auf dem Bahnhof warten, ehe man uns schließlich in einer Fabrik unterbrachte. ... Mittags um 12 wurden wir dann wie Vieh auf Lastwagen gepfercht, Soldaten mit Gewehren sprangen auf, und wie Schwerverbrecher wurden wir abtransportiert. Wir kamen nach Milkau. ... In einer verfallenen Hütte fanden wir ein neues Unterkommen. Täglich mußten wir uns früh um 7 Uhr und um 13.00 Uhr bei dem Vorsteher melden, zur Arbeitseinteilung. Wir mußten schwere Arbeiten verrichten, ohne dafür jedoch Bezahlung oder Verpflegung zu erhalten.

Ständig lebten wir in Angst und Sorgen. ... Was unternahmen wir nicht alles, um über die Grenze zu gelangen, nichts wollte gelingen.

Am 13. Oktober, 4 Uhr früh, klopfte es an unsere Fenster. Wir vernahmen tschechische Stimmen. "Aufmachen! Zum Transport!" ... Die Kinder schrien, meine Mutter bekam einen Herzanfall. Unter der Aufsicht von 4 zweifelhaften Gestalten, mit Knüppeln bewaffnet, mußte ich packen. Nur eine Garnitur Wäsche, ein Kleid und einen Mantel wollte man uns mitnehmen lassen. Auf Leiterwagen wurden wir und unsere Säcke geladen, und fort ging es, wieder nach Mies zum Bahnhof. Viele Familien, die bereits den ersten Transport mitgemacht hatten, waren wieder dabei. ...

In Mies stand ein langer, langer Zug, und viele gute Bekannte (1.600 Personen) fuhren mit ihm abends um 7 Uhr ab ins Ungewisse. ... Diesmal hatte man es jedoch so eingerichtet, daß der Zug nachts ... die Demarkationslinie passierte. (Es wurde) wieder eine traurige, schreckliche Nacht. Kinder weinten, Frauen beteten leise den Rosenkranz. Es regnete durch die Decke und es war bereits empfindlich kalt. ...

Wir kamen nach 24stündiger Fahrt nach Kralupy. Verschlafen, frierend und hungernd saßen wir auf unseren Elendsbündeln, und bald stellten sich die "Käufer" bei dem Viehmarkt ein. Unter Führung des Arbeitsamtes wurde die "Ware" ausgesucht. Wir, meine alte Mutter, meine Kinder und ich, sowie einige alte Leute, Frauen mit vielen kleinen Kindern fanden keinen Absatz.

Man schaffte uns ins Internierungslager. ... Seit Mai 1945 vegetierten hier Bodenbacher und ... gefangene Soldaten. Der Hunger stand allen im Gesicht geschrieben. Die Kinder hatten meist Krätze und waren elend abgemagert. Der Arzt, ein gefangener Rheinländer, war schon ganz apathisch. Zu essen bekamen wir nichts, erst am nächsten Tag (erhielten wir) etwas schwarzen

Kaffee und etwas Brot.

Wir lagen auf den Gängen, denn das Lager war total überfüllt. Es war rührend, wie die gefangenen Soldaten uns nachts ihre Betten überließen und selbst auf dem blanken Fußboden die Nacht verbrachten. Um objektiv zu bleiben, muß ich allerdings sagen, daß sich die Leitung des Lagers uns gegenüber ziemlich korrekt benahm. Mittags kamen ein Mitarbeiter des Arbeitsamtes und ein Arzt, die feststellten, daß es sich bei uns um Alte, Kranke und Kinder handle, und daher die Rückkehr nach Mies durchgeführt werden sollte.

75 Personen wurden in je einen Viehwaggon mit ihrem Gepäck verladen (3 Waggons), und zurück ging es nach Mies. Wir konnten weder ordentlich sitzen, noch stehen oder liegen. Zum Unglück bekam meine kleine Tochter hohes Fieber. Ich gab ihr ein Medikament, und es war traurig anzusehen, wie das Kind kein ruhiges Plätzchen finden konnte. Aus dem ersten Transport hatte ich bereits eine Lehre gezogen und einen kleinen Kübel mitgenommen. Es wäre trostlos gewesen, wenn die 75 Personen ohne dieses notwendige Gerät hätten auskommen müssen. Am 20. Oktober kamen wir abends um 6 Uhr wieder glücklich nach Mies. Jeder war froh, endlich aussteigen zu können.

Doch wer beschreibt unser Entsetzen, als wir den Waggon überhaupt nicht verlassen durften. Unbeschreibliche Szenen spielten sich ab. Fräulein Marie K. riß aus ihren Säcken die Wäsche und Kleidungsstücke heraus und warf alles wahllos umher. Sie war nicht mehr ganz bei Sinnen. Herr H. bekam einen Herzkrampf nach dem anderen. Eine Frau aus Kladrau wurde sterbend herausgetragen.

Ich selbst war am Ende meiner Kraft, und ich hätte wohl meinem Leben ein Ende bereitet, wenn eine Möglichkeit vorhanden gewesen wäre. Wir hatten tagelang nichts richtiges mehr gegessen, spürten auch gar keinen Hunger mehr. Die Kinder waren matt und rührten sich gar nicht mehr. Unsere Verzweiflung war groß. Leute aus der Stadt kamen und wollten Suppe und Kaffee bringen, doch verwehrte man ihnen den Zugang zu dem Zaun. Mir war elend zumute, und ich glaubte, daß ich diese Situation nicht überleben könnte. Da kam der Transportführer, den doch ein menschliches Gefühl leitete, und er vertraute mir an, daß er und der Bahnvorstand an das Innenministerium telefoniert hätten.

Er fuhr also abends um 8 Uhr wieder ab mit uns nach Prag. Wir kamen dort um 9 Uhr früh an, und kurze Zeit schon darauf mußten wir in einen Waggon II. Klasse zur Untersuchung. Es wurde festgestellt, daß es sich bei uns tatsächlich um arbeitsunfähige Personen handelte (86 kleine Kinder, das älteste elf Jahre). Zurück in die Heimat, in die alte Wohnung, und wir sollten einen Schein erhalten, auf dem der Vermerk stehen sollte, daß wir bis zur Aussiedlung nicht mehr aus unseren Wohnungen entfernt werden dürften. Nach acht Tagen bekamen die kleinen Kinder hier endlich etwas Milch, die übrigen Suppe und Brot. Nun waren wir wieder einmal gerettet! Zwei Gendarme mit schriftlichen Weisungen an den Mieser Vybor begleiteten den Heimtransport.

Abends 5 Uhr, am 22. Oktober, kamen wir in Mies an. Niemand kümmerte sich um uns. Nur zwei Beamte standen da am Bahnhof und erklärten, daß wir einstweilen zusehen sollten, daß wir irgendwo übernachten könnten, und den nächsten Tag sollten wir in das Rathaus kommen. Nach 8 Wochen durften wir wieder in unser Haus zurück. Allerdings erlaubte man uns nur, die Küche zu bewohnen. Viele unserer Leidensgenossen konnten nicht mehr in ihre Wohnungen zurück, denn sie waren bereits von Tschechen bezogen.

So kam Weihnachten, das traurigste Weihnachten unseres Lebens. Die Läden waren angefüllt mit Süßigkeiten, die Schaufenster hell erleuchtet und mit Waren überladen. Für uns und unsere armen Kinder aber gab es nichts zu kaufen. Am 1. Feiertag predigte der Geistliche: "Herr, gib uns die Kraft und den Willen, dieses grausige Weihnachten 1945 zu vergessen!" Wir und unsere Kinder aber werden es wohl nie vergessen.

Ende Januar 1946 begann die Aussiedlung. Wir meldeten uns freiwillig zu dem zweiten

Transport, der am 28. Februar zusammengestellt wurde.<<

Heimkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, Zustände und Ereignisse im Internierungslager Dubi bei Kladno von Oktober bis Dezember 1945

Erlebnisbericht des Priesters Dr. Hermann E. aus Ober Lohma bei Eger im Sudetenland (x005/335-339): >>Am 28. August 1945 wurde ich mit vielen Kameraden aus dem russischen Kriegsgefangenenlager Focsani in Rumänien entlassen. Jeder von uns bekam seinen Entlassungsschein, und wir konnten fahren, wohin wir wollten. So fuhr ich mit anderen Kameraden aus meiner Heimat durch Rumänien und Ungarn in die neue Tschechoslowakische Republik. In Brünn wollte man uns aufhalten. Wir wandten uns aber an den russischen Bahnhofsoffizier. Dieser gab den Tschechen den Befehl, in dem Zug nach Prag einen Waggon für uns frei zu machen oder einen anzuhängen. So fuhren wir ungehindert nach Prag. Auch hier konnten wir ungehindert weiter fahren.

Als wir in den Zug nach Komotau – Karlsbad – Eger einstiegen und uns schon zu Hause glaubten, wurden wir in Kladno angehalten und mußten aussteigen. ... Man gab vor, uns zur Überprüfung unserer Papiere zum russischen Stadtkommandanten zu führen, aber man führte uns statt dessen in das Internierungslager Dubi bei Kladno.

Dieses Lager umfaßte ungefähr 2.000 Menschen. ... Hier waren die Deutschen, die früher in der näheren Umgebung gewohnt hatten, Beamte, Ingenieure und Direktoren der "Poldihütte", mit Frauen und Kindern interniert. Sie besaßen nur noch das, was sie am Leib hatten: Ein Hemd, eine Unterhose, einen Anzug, sonst gar nichts mehr. Da sie diese Sachen dauernd bei der Arbeit an hatten, waren es schon Lumpen, und Ersatz gab es nicht. Die meisten hatten ... keine Socken oder Strümpfe und vollständig zerrissene Schuhe.

Ein Schuster und ein Schneider waren zwar im Lager, aber sie hatten nicht einmal einen Fleck, um etwas zu flicken. Sie arbeiteten fast ausschließlich für das tschechische Wach- und Aufsichtspersonal. Wintermäntel oder warme Winterkleider gab es nicht.

Ferner waren im Lager Leute aus den deutschen Randgebieten (Sudetengau), die man hierher verschleppt hatte. Diese wurden ganz plötzlich von zu Hause weggeholt mit der Bemerkung, sie kämen nur 3 Wochen zum Arbeitseinsatz. Sie kamen aber nie mehr zurück.

In Karlsbad hatte man ganze Straßenzüge ausgehoben mit allem, was drin war: alten Leuten, Krüppeln usw. Im Lager wurde ihnen alles abgenommen, was sie hatten und ihnen nur einige alte Kleidungsstücke gelassen. Geld durfte man im Lager überhaupt nicht haben.

Im Oktober 45 kamen dann auch schlesische Flüchtlinge, die im Kriege in den Sudetengau geflüchtet waren. (Sie hatten nach dem Kriegsende) bei tschechischen Bauern gearbeitet und noch einige Habseligkeiten gerettet. ... Als sie ins Lager kamen, wurde ihnen alles abgenommen. Sogar die Betten der Kinder, Kinderwäsche usw. nahm man ihnen. Im Lager waren auch ungefähr 100 deutsche Soldaten aus dem Reich.

Das Lager bestand aus Holzbaracken und einigen Steinbaracken. Es waren Baracken, in denen während des Krieges auswärtige tschechische Arbeiter gewohnt hatten. Die tschechischen Zeitungen, die wir manchmal heimlich lesen konnten, beschwerten sich darüber, daß die Deutschen zu gut untergebracht seien, da sie in denselben Baracken lebten, in denen "ihre" Leute auch hatten leben müssen.

Dabei verschwiegen diese tschechischen Zeitungen natürlich, daß früher in einem Raum nur 4-8 tschechische Arbeiter ... Unterkunft fanden, während jetzt derselbe Raum (für) bis zu 30 Menschen eine vollständige Wohnung sein mußte. 30 Menschen, mit all ihrem Hab und Gut, ... hausten in einem Raum von ungefähr 25 Quadratmetern!

Als Schlafgelegenheiten gab es Doppelbetten aus Holz, wie sie in Wehrmachtsunterkünften üblich waren. Es waren in jedem Raum aber nur 4-8 ... Schlafstellen mit Strohsäcken. Die übrigen mußten sehen, wie sie unterkamen. Es mußten 2-3 auf einem Strohsack schlafen, die

anderen schliefen auf dem Boden. Viele lagen überhaupt nur im Gang. Wenn wir abends von der schweren Arbeit todmüde nach Hause kamen, konnten wir uns in dem Raum kaum umdrehen. Es gab nur 4–5 Sitzgelegenheiten. Öfen waren zwar da, aber (wir hatten) kein Heizmaterial. ... Die kleinsten Kinder mußten das fast alle mit dem Leben bezahlen.

Die Baracken waren außerdem total verlaust. Dazu kam noch eine sehr starke Wanzen- und Flohplage, so daß man bei Nacht überhaupt nicht schlafen konnte. In der Stadt gab es zwar eine Möglichkeit zur Entlausung, aber diese war vollständig ungenügend. Es konnten nur immer einige Lagerinsassen hingehen, so daß die Entlausung wirkungslos bleiben mußte. Man konnte sich dort nicht einmal baden, sondern nur waschen. Dann mußte man unbedeckt auf einem kalten Gang mit Steinboden auf seine Kleider warten.

Die Verpflegung im Lager bestand täglich aus einem halben Liter dünner Kartoffelsuppe, in der kein Körnchen Salz war, 200 g Brot und 2mal (gab es) schwarzen bitteren Kaffee. Wer nicht noch auf eine andere Art etwas bekommen konnte, mußte verhungern. Das betraf vor allem Alte, Kranke und Kinder. Die Arbeitsfähigen bekamen meist an ihrer Arbeitsstelle etwas zu essen. ...

Die Frauen, die irgendwo privat im Haushalt arbeiteten, hatten manchmal Glück. Sie trafen ... auch gute Leute und konnten dann öfter etwas für ihre Kinder mit nach Hause nehmen. Kinder, auch Säuglinge, bekamen anfangs dieselbe Kost wie die Erwachsenen, so daß die Säuglinge und Kleinkinder restlos starben. Später bekamen die Kinder ... einige gekochte Kartoffeln und etwas Milch und Margarine. Aber dies reichte natürlich bei weitem nicht aus. So manche verzweifelte Mutter erzählte mir, ... wie sie ihr Kind langsam verhungern sehen mußte. ... (Viele Lebensmittel, die eigentlich für die Lagerinsassen bestimmt waren) wurden für das Essen des Wachpersonals verwendet oder von Mitarbeitern des Küchenpersonals unterschlagen. ...

Als ich ins Lager kam, waren die meisten alten Leute schon gestorben. Durchschnittlich starben ... täglich 1-6 Menschen. Sie starben an völliger Entkräftung. Krankheiten, wie Lungenentzündung, wurden vom Arzt überhaupt nicht behandelt. Sie waren von vornherein dem Tode preisgegeben. Wenn einer krank wurde und nicht mehr arbeiten konnte und von anderen nichts bekam, war er rettungslos verloren. Deshalb hatte jeder Angst vor dem Krankwerden. Ein internierter Arzt war zwar im Lager, aber den nannten die Leute nur "Tierarzt". Es war ein Tscheche. Anzuerkennen war, daß später ein Zahntechniker angestellt wurde.

Männer und Frauen waren getrennt untergebracht und durften nicht miteinander sprechen, auch Männer (durften nicht) mit der eigenen Frau sprechen. Wenn sie es (trotzdem) taten und erwischt wurden, gab es Fußtritte oder Prügelstrafen. Überhaupt wurde die Prügelstrafe bei geringfügigen verbotenen Handlungen, wie z.B. Rauchen oder Lesen, in der rohesten Form angewendet. Sogar gegen Frauen und Mädchen wendete man diese Strafe an. Sämtliche deutschen Bücher, Gebetbücher und Bibeln, sogar Rosenkränze, wurden den Leuten abgenommen. Ich ersuchte einmal den Lagerleiter, im Lager Gottesdienst halten zu dürfen. Aber die Antwort war eine unflätige Schimpferei auf Kirche und Pfaffen. ... Der Lagerleiter sagte mir wörtlich: "Die Deutschen sind für uns keine Menschen, und sie werden dementsprechend behandelt." Es war mir auch verboten, zu den Sterbenden zu gehen. ...

Die Toten, die jeden Tag "anfielen", wurden in einen größeren alten Sarg gelegt, meist mehrere (Leichen) übereinander, auf einem Handwagen in das etwa 3 km entfernt gelegene Dorf Rapice gefahren und dort in einem Massengrab hinter der Friedhofsmauer "bestattet", d.h. der Sarg wurde einfach umgekippt, auf die Toten wurde etwas Erde geworfen, so daß sie nur etwas verdeckt waren und darauf wurden dann wieder die anderen Toten aufgeschichtet. Der Sarg wurde wieder mit ... nach Hause (ins Lager) genommen. ...

Die Wache des Lagers wurde von einer zivilen Miliz gestellt. Es waren durchweg Kommunisten, die auch bei den anderen tschechischen Arbeitern in dem Ruf standen, daß sie sich aus

Arbeitsscheu solche Posten gesucht hätten. Diese mit Gewehren (bewaffneten) Wachen begleiteten jeden Internierten außerhalb des Lagers. ... In der Stadt war es jedem Deutschen verboten, den Gehsteig zu benützen, ein Geschäft zu betreten oder mit jemandem zu sprechen. Oft wurden Deutsche auf der Straße angespuckt oder geschlagen.

Ungefähr im Oktober wurde dann für die Kinder eine Art Schulunterricht eingeführt, d.h. sie sollten vor allem Tschechisch lernen. ...

Zu Weihnachten wurde unter Mitwirkung der Kinder eine sogenannte "Weihnachtsfeier" gehalten. Diese bestand darin, daß sich alle Lagerinsassen unter einem Weihnachtsbaum im Freien zu einer hämischen Rede des Lagerleiters und zu einigen tschechischen Weihnachtsliedern der Kinder versammeln mußten. (Der Höhepunkt) der "Feier" war ein Sprechchor der Kinder, der den Eltern härteste Anklagen in ganz gemeiner Weise entgegenschleuderte. Das war angesichts des Schmerzes ... über den Verlust so vieler Kinder und Angehörigen, sämtlichen Besitzes und der Heimat gerade am Heiligen Abend eine besondere Gefühlsroheit. ...

(Wir mußten) ... in einer Kabelfabrik arbeiten. In dieser Fabrik arbeiteten ungefähr 80 deutsche Frauen und Mädchen sowie 20 Männer. Jeden Morgen um 5.30 Uhr wurden wir zur Arbeit geführt. Auf dem Fabrikhof mußten wir antreten. Dann kamen die tschechischen Arbeiter und Meister und suchten sich die "Stückzahl" aus, die sie brauchten. Wir hatten unwillkürlich das Empfinden, auf einem Sklavenmarkt zu sein. Wir Deutschen mußten nur die schwersten und schmutzigsten Arbeiten verrichten. ... Wir mußten ... draußen im Freien stehend essen, auch im Winter. Wir bekamen Tag für Tag trockene Kartoffeln. Während die tschechischen Arbeiter nur 8 Stunden arbeiteten, mußten wir nachmittags meist noch bis spät abends mehrere Waggons Kohlen, Draht usw. abladen oder verladen.

Nach einiger Zeit ... wurde ich Bergmann. ... Die schwersten und schmutzigsten Arbeiten mußten (wieder) die Deutschen verrichten. Während die Schicht der Tschechen nur 8 Stunden dauerte, mußten wir 10 Stunden ununterbrochen im Schacht arbeiten. ... Die Verpflegung bekamen wir im Schacht. Die Verpflegung war etwas besser (als in der Kabelfabrik), aber (es gab) viel zu wenig und (enthielt) fast keine Fettstoffe. Dazu kamen noch sehr schlechte Arbeitsbedingungen und keine Arbeitskleidung. Die Kleidung waren innerhalb kurzer Zeit vollständig zerrissen. ... Einen Ersatz für zerrissene Kleidung gab es nicht. ... Nach der heißen Dusche mußte man dann oft 30–60 Minuten in der Kälte im Freien um Essen anstehen. Das Essen mußten wir im Freien essen. ...

In jeder Schicht waren etwa die Hälfte der Arbeiter Deutsche. So war es auch in den Schächten ringherum und in den meisten Betrieben. Bei der Arbeit gab es auch oft Schläge und Fußtritte. Allerdings muß ich anerkennen, daß es unter den Arbeitern auch sehr anständige Menschen gegeben hat, die uns gut behandelt und uns auch hie und da heimlich etwas zu Rauchen oder Essen zugesteckt haben.

Daß ich Ende Dezember 1945 entlassen wurde, habe ich nur dem Umstand zu verdanken, daß ich einen tschechischen Pfarrer sehr gut kannte. Auf seine Vermittlung kam ich frei. Sonst wäre für mich keine Möglichkeit gewesen, herauszukommen. Es hieß immer, daß die Kranken und Alten entlassen werden, aber als ich das Lager verließ, war noch nichts dergleichen geschehen. Die Arbeitsfähigen dürften wohl noch lange in dieser Sklaverei verbleiben müssen.

Die Dinge, die ich hier berichtet habe, habe ich mit eigenen Augen gesehen und erlebt. Sachen, die mir die Leute aus der Zeit vorher erzählt haben, habe ich nicht erwähnt; sie waren noch viel schlimmer.<<

Haft im Kreisgerichtsgefängnis Klattau, in der Strafanstalt Bory und im Internierungslager 27 in Malthuern

Erlebnisbericht des Rentamtsinspektors Franz L. aus Bistritz, Kreis Markt Eisenstein (x339-349): >>Am 19. Oktober 1945, als ich mittags von der Feldarbeit zum Gutshof Vesely, wo ich

zwangsdienstverpflichtet war, kam, stand vor dem Tor der Postenkommandant der Gendarmerie in Janowitz und fragte mich, ob ich L. aus Bistritz sei. Ich bejahte dies und sagte, daß wir drei dieses Namens hier wären, nämlich auch mein Bruder und meine Tochter. Nun sagte er, er müsse einen von uns verhaften, wisse jedoch nicht genau, ob mich oder meinen Bruder, allenfalls müsse ich mit ihm zum Bahnhof gehen. Auf dem Wege dorthin sprach er mit mir deutsch, daß es ihm leid tue und er hoffe, daß ich bald wieder entlassen würde.

Am Bahnhof befahl er mir, dort stehen zu bleiben, bis er genauere Weisungen eingeholt hätte und versprach mir, meinen Bruder und meine Tochter mit Kleidung usw. mitzubringen. Er sprach mit dem Bahnhofspersonal leise tschechisch, und ich glaubte, er hätte den Auftrag gegeben, auf mich aufzupassen. Ich überlegte wohl, ob ich etwa einen Fluchtversuch unternehmen solle, da ich mir aber keiner Schuld bewußt war und Vergeltungsmaßnahmen an meinen Angehörigen befürchtete, blieb ich stehen.

Nachdem mein Bruder und meine Tochter mir mein Gepäck gebracht und sich von mir verabschiedet hatten, führte mich der Gendarm auf die andere Seite des Bahnhofes. Dort standen bereits etwa 10 Personen, darunter eine Frau, bewacht von beinahe ebenso vielen Gendarmen und Soldaten, die mit Gewehren, Maschinenpistolen und anderen Waffen ausgerüstet waren. Denen wurde ich beigelegt und in den Zug nach Klattau einwaggoniert.

Bei der Ankunft im Kreisgerichtsgefängnis mußten wir mehrere Stunden lang mit dem Gesicht zur Wand im Gang des Gefängnisses stehen. Wer sich dem Nachbar zuwandte, wurde sofort geohrfeigt und mit dem Gewehrkolben oder Gummiknüttl gestoßen, und fortwährend wurden wir als deutsche Hunde und Schweine, Nazi, Mörder usw. beschimpft.

Nach der einzelnen Durchsuchung des Gepäcks und der Taschen, wobei Uhren, Taschenmesser usw. abgenommen wurden, Aufnahme der Personaldaten usw. wurden wir in die Arrestzellen gestoßen. Es dauerte nicht lange, dann kamen Männer in Zivil, die uns anbrüllten, nach Namen und Wohnort fragten, uns abermals beschimpften, einige der Neuankömmlinge über die Stiegen hinunterjagten, in die Korrekzionszelle oder in die Wachstube brachten; dort wurden diese Verhafteten von einer Horde besonders haßwütiger Tschechen abermals beschimpft und geschlagen und dann wieder die Treppen hinauf in die Zelle gejagt.

Da ich mich in der Öffentlichkeit nicht auffällig betätigt hatte, kein Treuhänder oder Angestellter eines arisierten oder germanisierten Betriebes war, blieb ich von dieser Prozedur verschont.

In den Gefängniszellen waren je 15 bis 20, in größeren bis 36 Mann untergebracht. Es waren nur wenige Eisenbettgestelle vorhanden, die meisten Häftlinge mußten auf schlecht gestopften Strohsäcken oder am bloßen Fußboden eng aneinander schlafen.

Trotzdem wir vorderhand eigentlich nur in Untersuchungshaft waren, wurden wir schlechter als Schwerverbrecher behandelt. Für sämtliche Zelleninsassen gab es nur eine einzige gemeinsame Waschschißel und nur einen Eimer Wasser. Da wir damit nicht ausreichen konnten, waren wir gezwungen, den Mehrbedarf an Wasser mit der Eßschale in der Wasserspülung des Klosetts aufzufangen, wozu einige Übung gehörte. Das WC war in manchen Zellen mit einer Bretterwand vom sonstigen Zellenraum abgetrennt; in einigen Zellen nicht. Besonders am frühen Morgen war es schwer möglich, daß alle Zelleninsassen vor dem Antreten zur Arbeit ihre Notdurft verrichten, nebenbei den Waschwasserbedarf decken und ihre Eßschalen reinigen konnten, alles in dem einzigen WC.

Es gehörte dazu eine eiserne kameradschaftliche Disziplin, um Streit und Rauferei zu vermeiden. Wenn es Einzelnen gelang, Zigaretten oder andere Tabakabfälle in die Zelle zu schmuggeln, so wurden sie geteilt. Es wurden daraus, oft nur mit Zeitungspapier, Zigaretten gedreht, und jeder rauchgierige Kamerad durfte davon in der Klosettkabine einen Zug machen. Kam der Aufseher in die Zelle und roch den Qualm, gab es Ohrfeigen. Ich war gottlob Nichtraucher, brachte aber auch Tschiks und Tabakpflanzenteile aus der Arbeit mit ins Gefängnis (in

den Socken versteckt).

Jede Zelle hatte einen Stubenältesten (die gebräuchliche Bezeichnung dieses Amtes habe ich vergessen), der für die Ordnung und Disziplin in der Zelle verantwortlich war. In der Regel war es ein ehemaliger Offizier oder Unteroffizier mit tschechischen Sprachkenntnissen. Sobald ein Aufseher oder Beamter des Gefängnisses die Zellentür öffnete, mußte "Pozor!" (Achtung!) gerufen und auf Verlangen stramm angetreten, abgezählt und in tschechischer Sprache Meldung erstattet werden, was täglich mehrmals, häufig auch mitten in der Nacht vorkam. Dabei unterlaufene Fehler wurden mit Ohrfeigen und Schimpf bestraft.

Wer als Nazi angeprangert oder aus anderen Gründen schikaniert werden sollte, dem wurden auf dem Rücken der Montur oder auf den Hosenboden Hakenkreuze aufgemalt. Wer wegen Disziplinverletzung, Fluchtversuch oder sonstigen Handlungen und Unterlassungen straffällig wurde, kam in die Korrekzionszelle, wurde dort nackt ausgezogen, blutig geprügelt und mußte mit hochgehobenen Händen stundenlang stillstehen, wenn er umfiel, wurde er mit Wasser beschüttet. Man hörte manchmal das Schreien und Wimmern dieser Unglücklichen.

Am frühen Morgen wurden wir geweckt, mußten schnell Toilette machen, die Strohsäcke aufschichten, die Decken zusammenlegen, Kaffee fassen und nach dem raschen Frühstück hinaus auf den Gang, dort mit dem Gesicht zur Wand stehend warten, bis wir in den Gefängnishof geführt wurden. Dort wurden die Arbeitsgruppen zusammengestellt, jeder Gerufene mußte sich mit "zde" (hier) melden und an dem angewiesenen Platz anstellen.

Wir mußten in Klattauer Betrieben (Lederfabrik, Maschinenfabrik und dgl.) arbeiten, die von der Deutschen Wehrmacht oder von den Amerikanern besetzt gewesen waren. Hotels, Schulen, Behörden usw. säubern (Fußböden scheuern, Fenster waschen usw.), den zerbombten Bahnhof aufräumen, bei den Behörden Holz hacken, Kohlen schippen, dies auch bei Privaten, oft wurden wir mit Lastautos auf Meierhöfe in der Umgebung gebracht, wo wir Kartoffeln und Rüben ernten und einmieten und sonstige landwirtschaftliche Arbeiten verrichten mußten. Ferner wurden wir bei schweren Steinbruch- und Straßenbauarbeiten eingesetzt.

Auch von der Deutschen Wehrmacht zurückgelassene Magazine, die mit Kleidungs- und Wäschestücken aller Art, Schuhen, Stiefeln, Monturen, Nähzeug, Stoffballen, Leinen, Decken, Leder, Benzintanks, Konserven usw. in Millionenwerten vollgestopft waren, mußten wir räumen, umschichten, verladen. Dabei sahen wir oft, wie die Aufseher sich versorgten.

Die den Deutschen abgenommenen Möbel waren in großen Hallen (z.B. in den Stallungen des Dragonerregiments) gelagert. Auch diese mußten wir mehrmals umschichten, sortieren, verladen und in die Wohnungen der "Erwerber" bringen. Es waren auch Klaviere und sonstige schwere Stücke dabei. Es kam oft vor, daß wir so schwere Möbelstücke über steile Stiegen getragen hatten und infolge zu engen Gemäuers oder zu kleiner Türen nicht weiterkonnten und sie wieder hinunterschleppen mußten. Hierbei gab es oft Schimpf und Schläge.

Die Gefängniskost war besonders anfänglich sehr schlecht und bestand aus einer spülwasserartigen Suppe, einigen Kartoffeln oder Teigwaren und Gemüse. Wenn wir beim Arbeitseinsatz besseres und reichlicheres Essen bekamen, was bei manchen Bauern und Gutsbesitzern der Fall war, so waren wir glücklich. Auch der Arbeitseinsatz bei der amerikanischen Besatzung (Artilleriekaserne) war eine ersehnte Abwechslung, weil wir dort weniger schweren Dienst (Stubenreinigen, Geschirrwaschen, Heizen, Brennholzhacken und dgl.) hatten und von den amerikanischen Delikatessen Überbleibsel bekamen.

Der Verkehr mit unseren Familienangehörigen war sehr eingeschränkt. Wir durften nur selten (ich glaube einmal im Monat) einen Brief schreiben, der streng zensuriert wurde, doch schmuggelten wir in den Wäschepaketen (die Wäsche mußten wir zur Säuberung heimschicken) Zettel hinaus und bekamen solche auf gleichem Weg herein. Oft gab es dafür Schläge; daß solche "Kassiber" manchmal absichtlich geduldet wurden, um Belastungsmaterial zu gammeln, ist anzunehmen.

Auf besonderes Ansuchen der Angehörigen beim Narodni Vybor wurde ihnen der Besuch im Gefängnis in sehr eng bemessenen Grenzen gestattet. Die kurze Aussprache durfte aber nur im Büro in Anwesenheit der Gefängnisaufseher stattfinden. Die sorgvollen und geplagten Frauen brachten dabei gewöhnlich auch die Wäsche- und Lebensmittelpakete mit, aber diese wurden, je nach Laune der Kommandanten (Velitel) und Aufseher, manchmal ganz, manchmal zum Teil beschlagnahmt, was in Anbetracht der damaligen allgemeinen Lebensmittelknappheit eine große Härte war. Wer es sich leisten konnte (z.B. Bauern) schob den Aufsehern selbst Lebensmittel zu, dafür waren sie entgegenkommend. Wer Eßwaren bekam, teilte sie (mit wenigen Ausnahmen) mit seinen Kameraden.

Bei der abendlichen Rückkehr von der Arbeit wurden wir innerhalb des Gefängnishofes untersucht (wir sagten "abgefilzt"), kleine Mengen der mitgebrachten Überreste der auswärtigen Mahlzeit wurden uns belassen. Beim Auffinden eines Nagels, Messers, Tabak, Zündhölzer usw. gab es Schläge.

Da den Deutschen die Benützung der Eisenbahn nur in Ausnahmefällen gestattet war, mußten die Angehörigen der Häftlinge oft viele Kilometer zu Fuß gehen, um nach Klattau zu kommen. Wenn sie dann nicht vorgelassen wurden, war es ein vergebliches Opfer und eine bittere Enttäuschung. Oft waren die Häftlinge auf weit entfernten Orten im Arbeitseinsatz und kamen erst am späten Abend ins Gefängnis zurück. Die armen Frauen gingen ihnen nach oder warteten den ganzen Tag auf ihre Rückkehr, nur um einige liebe Blicke und Worte mit ihnen tauschen zu können.

Einmal begegnete uns beim Marsch vom Gefängnis zur Arbeitsstelle in der Stadt meine älteste Tochter, die mich ansprach. Dies bemerkte der Aufseher und schlug einen Krach, meine Tochter mußte sich im Gefängnis melden und kam knapp an einer Verhaftung vorbei. Ich wurde bei der Rückkehr ins Gefängnis zum Oberkommandant geführt, der mir nebst einem strengen Verweis einige kräftige Ohrfeigen versetzte.

Zum Essen durften wir keine Gabeln und Messer verwenden. Um Brot usw. schneiden zu können, schärfen wir, wenn wir in einer Werkstätte dazu Gelegenheit fanden, unsere Löffelstiele.

Unser Haar wurde uns geschoren, Bärte abrasiert. Rasiert wurden wir sonntags von gefangenen Frisuren. Einseifen mußten wir uns gegenseitig. Ein "Bad" gab es nur selten (etwa einmal im Monat), und zwar wurden die betreffenden Zellen, die an die Reihe kamen, am Sonntag früh aufgerufen. Man mußte sich bereits in der Zelle bis aufs Hemd entkleiden, dann im Galopp ins Kellergeschoß laufen, dort im Vorraum warten, bis die Vorgänger fertig waren, dann schnell hinein unter die Brause und in ein oder zwei Minuten wieder weg, abtrocknen, das Hemd anziehen und in die Zelle zurücklaufen. Es kam auch oft vor, daß die Wasserleitung oder die Heizung nicht funktionierte, so daß das Gerenne umsonst war.

Die Sonntage verbrachten wir in den Zellen mit Reinigen und Ausbessern der Monturen, Füllen der Strohsäcke (wenn nach langer Zeit wieder mal Stroh vorhanden war), Rasieren, Beten und harmloser Unterhaltung. Wir erzählten uns gegenseitig unsere Erlebnisse, hielten auch Vorträge über Jagd, Imkerei und dgl., um die Trübsal zu überwinden.

Wenn die Aufseher ausnahmsweise gut gelaunt waren oder Ausgang hatten, durften wir auch singen. Im Sommer hatten wir die Fenster offen und hörten ein Durcheinander von deutschen und tschechischen Liedern, bis plötzlich "ticho" (Ruhe) geschrien wurde und der Gesang verstummen mußte. Auch Stubentour gehörte zur Sonntagsbeschäftigung. An manchem Sonntag wurden wir auf den inneren Gefängnishof geführt, wo wir im Kreise herumgehen oder turnerische Übungen verrichten mußten.

Etwa einmal im Monat durften wir die hl. Messe im Saal des Gefängnisses besuchen, die ein tschechischer Priester las, der nur tschechisch predigen durfte, auch die Kirchenlieder durften nur tschechisch gesungen werden. Die in Haft befindlichen deutschen Geistlichen (Pfarrer A.

aus St. Katharina, Pfarrer Grill aus Depoldowitz und noch ein Dritter, dessen Name mir entfallen ist) durften nur ministrieren. Wir standen während des ganzen Gottesdienstes unter strenger Bewachung.

Die ärztliche Betreuung war sehr mangelhaft. Wer sich krank meldete, wurde in der bestimmten Stunde auf den Gang vor dem ärztlichen Sprechzimmer im Erdgeschoß des Gefängnisses geführt und mußte dort Schlange stehen, bis er als "dalsi" (nächster) an die Reihe kam. Der alte Gefängnisarzt untersuchte sehr schnell und oberflächlich, seine Helferin (eine deutsche Gefangene) mußte das Medikament, Pflaster bzw. das Rezept ausfolgen, den Verband anbringen oder erneuern und gleich wieder "dalsi" rufen.

Ich hatte einmal Schmerzen auf der Brust. Ich wurde mit den Worten abgefertigt: "Damit können Sie noch 50 bis 60 Jahre leben!" Da ich bereits 51 Jahre alt war, hatte ich Aussicht, ein Methusalemalter zu erreichen. Vielleicht machte mich der Optimismus wieder gesund, wie ich mich überhaupt heute noch wundere, was der Mensch alles aushält.

Wie es üblich war, wurde auch ich im November 1945 aus dem Kreisgerichtsgefängnis in das Barackenlager gegenüber dem Schlachthof, etwas außerhalb der Stadt Klattau, überführt. Dort war das Regime etwas milder, der Kommandant war ein gut deutschsprechender Gendarmenriekreisinspektor oder so etwas ähnliches, kein fanatischer Tscheche. Auch die Aufseher waren, mit einigen Ausnahmen, etwas mäßiger. Wir bekamen auf die Brust Nummern aufgenäht und wurden nach diesen aufgerufen. Von dort aus wurden wir meistens auf den Bahnhof zum Wiederaufbau und in die Lederfabrik Singer auf Arbeit geschickt. Die schweren, stinkigen Häute bereiteten uns viele ekelhafte und schweißtreibende Arbeitsstunden, und mancher Aufseher behandelte uns sehr grob, wenn nicht jeder Handgriff gelang.

Auf der sehr primitiven, für die vielen Gefangenen räumlich nicht hinreichenden Latrine erhängte sich an einem frühen Sonntagmorgen ein alter pensionierter Gendarmenwachtmeister, den sein trauriges Gefangenelos trübsinnig gemacht hatte. Der Papierspagat riß, und der Bedauernswerte schwamm in den Fäkalien, aus dem Morast mußten ihn zwei heranbefohlene Mitgefangene herausfischen. Er starb einige Tage später an Entkräftung.

... Hans W. sah ich manchmal vom Kerkerfenster aus am Gefängnishof im Kreis gehen, und seine Zellengenossen - wie auch der inzwischen ebenfalls verstorbene Lehrer und Schriftsteller Hans M. aus Eisenstein - erzählten, daß er sie mit seinem Humor oft aufheiterte.

Mitte Dezember 1945 erhielt ich die Anklageschrift zugestellt. Sie ist vom öffentlichen Kläger beim außerordentlichen Volksgericht in Klattau am 9.12.1945 ausgestellt, trägt den Eingangsstempel des Gerichtes vom 14.12.1945 und als Beschuldigung, daß ich bis 1938 Funktionär der Sudetendeutschen Partei (Rechnungsprüfer) und sodann der NSDAP (Zellenleiter) war, wodurch ich mich des Verbrechens gegen den Staat aufgrund des § 3 Abs. 2 des Dekrets des Präsidenten der Republik vom 19.6.1945 über die Bestrafung nazistischer Verbrechen (Nr. 16/45 Slg.) schuldig und gem. § 5, Abs. 2 des zitierten Dekretes bei Ausspruch des Verlustes der Ehre und Einzug des Vermögens strafbar gemacht habe.

Obwohl mir in der Anklageschrift und bei der am 22. Dezember 1945 stattgefundenen Verhandlung kein einziger Fall einer positiven verbrecherischen Tat vorgehalten, geschweige denn nachgewiesen werden konnte, beantragte der Staatsanwalt eine Bestrafung mit 12jährigem schwerem Kerker.

Nachdem mich einige Zeugen durch Aussagen, daß ich nie gehässig gegen Angehörige anderer Rassen oder Nationen war, vielmehr jedem, wo ich konnte, Gutes getan habe, entlasteten, wurde ich zu 5jährigem Kerker mit Zwangsarbeit und Verlust des Vermögens verurteilt. Dieses Urteil wurde nur mündlich verkündet, schriftlich wurde es mir nicht zugestellt.

Ich hatte keine Gelegenheit, mir einen Verteidiger zu nehmen und eine Berufung einzubringen. Vom Gerichtssaal wurde ich nicht mehr ins Barackenlager, sondern sogleich in eine Zelle des Kreisgerichtsgefängnisses gebracht, in der sich solche Häftlinge befanden, die bereits ver-

urteilt waren oder kurz vor der Verhandlung standen. Die Zahl der Zelleninsassen bewegte sich zwischen 25 bis 36 Mann, so daß wir eng zusammengepfercht waren. Major a.D. Karl B. aus Neuern schlief oft auf der Tischplatte.

Dies waren sehr traurige Weihnachten. Am Heiligen Abend beteten wir und sangen einige Weihnachtslieder, die aber die Stimmung noch mehr drückten. Einige Männer weinten, besonders bitterlich schluchzte der Gendarmerieoberwachtmeister O., dessen Ehefrau kurze Zeit vorher (wegen eines gewöhnlichen Weibertratsches) hingerichtet worden war, er selbst zu 20 Jahren Kerker verurteilt.

Eine hohe Kerkerstrafe (15 oder 20 Jahre?) hatte auch ein K. H., ein einfältiger junger Waldarbeiter aus Eisenstein, dem man das Geständnis erpreßte, er habe dem Werwolf angehört. Der arme Bursche wußte gar nichts von dieser Organisation. Die Mehrzahl der Verurteilten waren "Blockleiter" der NSDAP, deren "Verbrechen", für das sie zu 5 Jahren Kerker verurteilt wurden, darin bestand, daß sie einige Mitgliedsbeiträge einkassiert hatten.

Aus manchen Familien waren mehrere Personen zugleich im Kerker, z. B. Franz R. aus Bernhof, er selbst mit Frau und Sohn. L. waren wir vier (mein Bruder Matthias und ich und die Brüder Karl und Franz L. aus Flecken). Das Ehepaar P. aus Böhmischem Hammer, dessen Vater war daheim erschlagen worden. Aus Bärnhof waren zwei Brüder N. dort, Max wurde hingerichtet, Franz wurde zu 20 Jahren Kerker verurteilt. Gehängt wurde auch der brave Bauer R. aus der Seewiesener Gegend.

Anlaß der Einkerkung unschuldiger Sudetendeutscher waren augenscheinlich folgende Zwecke:

1. Die Befriedigung des durch propagandistische Aufpulverung erzeugten Hasses der breiten tschechischen Massen gegen die Deutschen;
2. die Entfernung der deutschen Männer von ihrem Grund und Boden, Haus und Geschäft, Werkstatt und Fabrik, um diese Güter widerstandslos in Besitz nehmen zu können;
3. die Nutzung billigster, guter, willens- und wehrloser Arbeitskräfte in großen Massen zu Wiederaufbau- und Investitionsvorhaben, nachdem die Tschechen nun Herren geworden und zur Verrichtung gewöhnlicher Arbeit nicht gewillt waren;
4. die Unterbindung einer Widerstandsbewegung, deshalb besonders Verhaftung der deutschen Intelligenz.

Im Frühjahr 1946 begannen die Versetzungen der zu sechs und mehr Jahren Verurteilten in die Strafanstalt Bory nach Pilsen. Im Sommer wurden einige Arbeitstrupps auf Gutshöfe in der Umgebung nach Klattau verbracht, von wo aus manchem Mutigen die Flucht über die Grenze gelang. Über die nach Pilsen Verschiedenen sickerten verschiedene Nachrichten durch, manche zuversichtliche, daß sie in den Skodawerken bessere Verpflegung erhalten, manche betrübliche über schwere Arbeit bis zur Erschöpfung. Besonders hart ergriff uns die Nachricht des Ablebens unseres ehemaligen Zellenkameraden Franz K., ein Postmeister aus Neuern.

Auch in Klattau kamen nicht nur durch Selbstmord aus Verzweiflung, sondern auch viele Todesfälle an den Folgen der rohen Behandlung vor.

So starb der ehemalige Abgeordnete Wolfgang Z. und sein Sohn Dr. Günther Z. (Landrat), Pfarrer G. aus Depoldowitz, Bürgermeister M. aus D. (Freitod durch Erhängen) und andere, deren Namen mir entfallen sind. Die Vollstreckung eines Todesurteils war für die Klattauer Tschechen eine Sensation zur Befriedigung ihres Hasses. Der Galgen wurde gewöhnlich schon einige Stunden vor der Exekution im Gefängnishof aufgestellt, dann hörte man von unseren Zellen aus viele Stimmen der Schaulustigen lärmern. Wir durften uns während dieser Zeit nicht den Fenstern nähern.

Es kamen auch verschiedene Kommissionen und Visitationen ins Gefängnis, teils solche, die sich an unserem Elend ergötzten, teils Delegierte von Behörden und den amerikanischen Missionen, Journalisten und dgl. Die Antwort auf die Frage nach unserem Ergehen war aber be-

reits vordiktiert, sie durfte nicht anders lauten als: "Obtizeni nemáme" (wir haben keine Beschwerden).

Ende Juni oder Anfang Juli 1946 wurde auch ich aufgerufen und vernahm, daß ich mit einigen anderen (ich denke wir waren zehn) nach Bory versetzt werde. Wir mußten uns mit unseren verpackten Habseligkeiten am Gang aufstellen, wurden zur Gefängniskanzlei geführt, dort wurden uns die bei der Verhaftung abgenommenen Sachen (Uhren, Messer, Geldbörsen usw.), soweit sie noch vorhanden waren, wieder vorgelegt, wir mußten die Gefangenenmonturen (es waren alte Wehrmachts- und Polizeiuniformen) ausziehen und unsere Zivilkleider anziehen, worüber Protokolle geschrieben wurden. Dann wurden wir paarweise an den Händen zusammengefesselt, zum Bahnhof geführt und nach Pilsen geliefert.

In der Strafanstalt Bory herrschte ein äußerst rauhes Wesen. Wir mußten uns im Gang nackt entkleiden, unsere Kleider und sonstigen Habseligkeiten, die einzeln besichtigt und verzeichnet wurden, in einen Sack stecken, der mit unserem Namen gekennzeichnet wurde, und nachdem wir die Gefangenenkleidung, die aus einem primitiven Hemd und Unterhose, Fußlappen, einem Rohleinenanzug, ebensolcher Kappe, Schuhen mit Holzsohlen bestand, angezogen hatten, auf den Speicher getragen werden mußte.

Sodann kamen wir je zu zweit in eine Zelle, die normalerweise für einen Mann bestimmt war, aber infolge Überfüllung der Strafanstalt nicht hingereicht hätte. Wir mußten bald wieder antreten, wurden photographiert, dann rasiert und sehr kurz geschoren und nochmals von mehreren Seiten photographiert (Lichtbilder fürs Verbrecheralbum?).

In den ersten Tagen waren wir ganztägig in der Zelle und bekamen fast buchstäblich nur Wasser und Brot, denn die Suppe war nicht viel mehr als Spülwasser, und dazu gab's eine Handvoll ungeschälte Kartoffeln. Unsere Bewegung bestand im Kreismarsch am Gefängnishof, wobei nicht gesprochen werden durfte. Wenn wir auf Arbeit gehen durften, freuten wir uns, weil wir dabei doch miteinander sprechen konnten und, besonders bei landwirtschaftlichem Einsatz, mehr Essen bekamen. Die Gefängnis-Brotrationen waren knapp zur Fristung des Lebens bemessen.

Nach etwa zehntägigem Aufenthalt in Bory wurden wir, eine größere Anzahl von Gefangenen, auf verdeckte Lastautos gebracht, die von mehreren Personenwagen mit dem Aufsichtspersonal begleitet waren. Wir fuhren über Podersam, Saaz, Postelberg und Brüx nach Maltheuern und wurden in einem Barackenlager (Nr. 27) an der Straße nach Oberleutensdorf ausgeladen. Wir zehn Mann kamen in eine Barackenstube, und es war für uns ein Lichtblick, daß wir ziemlich nach Heimatkreisen untergebracht waren.

Wir waren acht Deutsche aus den Gerichtsbezirken Neuern, Hartmanitz und Stubenbach und zwei Tschechen in einer Stube. Die Stube mußte jeden Tag am frühen Morgen oder späten Abend gescheuert werden, zwei Mann mußten den Abortkübel entleeren, zwei Mann den Kaffee aus der weit entfernten Lagerküche holen, alles im Laufschrift. Die Betten mußten in peinliche Ordnung gebracht werden. Dies mußte alles sehr rasch geschehen, damit alle rechtzeitig am Vorplatz zum Abmarsch in das Werk bereitstanden.

Wir waren in dem fast völlig zerbombten Kohlen-Hydrierwerk in Záluži (ehemaliges Hermann-Göring-Werk in Maltheuern) tätig. Es waren sehr schwere Arbeiten zu verrichten, wozu wir in einer überaus rohen Weise angetrieben wurden.

Zu diesen schweren Arbeiten gehörte: Umschichten ganzer und gebrochener Maschinen und Bestandteile, sehr starker Eisenträger, Rohre usw., Verladen derselben auf Autos und Eisenbahnen, Aufgraben und Fortschaffen von Erde, Steinen, Ziegeln, Bauschutt und anderen Materials, Schleppen und Verlegen von sehr dicken Kabeln, wobei wir in die mit teerigem und öligem Wasser gefüllten Gräben gestoßen wurden, Zudecken dieser Kabelgräben, Anlage von Werkskanälen, Entfernen der zähen Teermasse aus den zerstörten riesigen Rundbehältern (Teerbunkern), Wegschaffen des Teeres mittels Schiebtruhen über Treppen und Mischen mit

Kohlengrus, Freilegen der zerbombten Gas- und Teerbehälter, Neuaufbau solcher aus schweren Eisenplatten, Schleppen schwerer Balken und Bretterstöße auf den Schultern usw.

Die Kost war im Verhältnis zur schweren Arbeit am Anfang nicht hinreichend, doch nachdem man einsah, daß nur bei entsprechender Ernährung eine höhere Arbeitsleistung erzielt werden kann, wurden die Rationen erhöht und durch Fleischzulagen verbessert.

Die Aufsicht und Behandlung war besonders durch einige Gefangenenaufseher sehr roh. Beispielsweise kam ein großer, gebräunter, dunkelhaariger Aufseher manchmal nachts zu den Betten und besah sich unsere Fußsohlen. Durch den Umgang mit Teer, der an den Schuhen auch in die Stube gebracht wurde, ließ es sich schwer vermeiden, daß trotz fleißigen Waschens noch eine Spur zu finden war. Der dabei Ertappte wurde zum Waschraum gepeitscht. Auch wenn im Bett ein Taschentuch, ein Fußlappen und dgl. zu finden oder eine Decke nicht haargenau zusammengelegt war, ließ dieser Rohling (wir nannten ihn den "Schwarzen") den Bettinhaber und den Stubenältesten verprügeln.

Kamerad B., Kaufmann und Geschäftsreisender, gebürtiger Tscheche aus Südböhmen, welcher Europa und überseeische Länder bereist hatte, fiel uns durch sein stilles, versonnenes Wesen sehr auf. Er betete und fastete oft. Es war gleich in den ersten Wochen unseres Arbeitseinsatzes im Werk Maltheuern, als wir während des Verladens schwerer Eisenteile auf einen Eisenbahnwaggon plötzlich antreten mußten und abgezählt wurden. Es fehlte ein Mann, dies war B.

Keiner von uns Deutschen wußte von seinem Verbleib, erst nachdem man uns mit Erschießen bedroht hatte, meldeten sich drei Tschechen, mit deren Hilfe er einen Fluchtversuch vereinbart hatte. Sie hatten ihn im Waggon unter den Eisenteilen eingemauert, er hoffte auf diese Weise aus dem Werk hinauszugelangen. Der Aufseher schoß einige Male mit dem Gewehr auf diesen Waggon, dann wurde B. blutüberströmt herausgezogen und vor unsere Füße geworfen. Er bat um einen Gnadenschuß, der ihm aber verweigert wurde.

Mittlerweile waren die einheimischen Arbeiter in großer Anzahl herbeigelaufen und wollten sich auf uns stürzen, beschimpften uns als deutsche Hunde, Schweine, Nazis usw., forderten, man sollte uns erschießen. Besonders auf mich zeigten sie mit den Worten: "Erschießt den Brillenträger!", denn auf Brillenträger, in denen mau die führenden Intelligenzler vermutete, hatten die Tschechen eine besondere Wut. Es kam dann ein Auto, in das der arme B. geschleppt und fortgeschafft wurde. Später verlautete gerüchtweise, er sei in einem Krankenhaus mit dem Leben davongekommen und wieder nach Bory gebracht worden.

Wir mußten sofort unter doppelt strenger Bewachung vom Arbeitsplatz weg ins Lager marschieren, dort lange am Hofe stehen, Strafpredigten anhören und zusehen, wie die drei Helfershelfer unter Schlägen "Auf und Nieder" und sonstige Turnübungen machen mußten, bis sie umfielen. Sie erhielten mehrere Tage schweren Einzelarrest und wurden später besonders gehässige Antreiber bei der Arbeit.

Ein weiteres trauriges Erlebnis war an einem Sonn- oder Feiertag Ende September 1946 (St. Wenzelstag?). Mein Zellengenosse in Bory, Kamerad Karl L., Kaufmann aus Hämmern, der einen schweren Herzfehler hatte, vom Gefängnisarzt in Pilsen jedoch nicht als untauglich für schwere Arbeiten anerkannt worden war, wurde mit mehreren anderen Gefangenen zum Obsternten auf einem weiter entfernten Dorf kommandiert. Man ließ uns auch an Sonntagen nicht rasten, wir mußten meistens den Hof putzen, Steingärten anlegen, Strohsäcke stopfen und dgl. Es war schon dunkler Abend geworden, bis endlich der Arbeitstrupp zurückkam.

Unser Kamerad Peter L., ein engerer Freund des Karl, erzählte uns weinend, daß Karl während der Arbeit unwohl wurde und am Heimweg plötzlich, vermutlich an einem Herzschlag, gestorben sei. Seine Leiche wurde auf einem Handwagen ins Lager gebracht, und wir sahen nichts mehr von ihm, auch nicht von seiner Beerdigung.

Ende Oktober 1946 kursierte die Parole, daß ein Teil der in Maltheuern eingesetzten Gefange-

nen wieder nach Pilsen zurückversetzt wird, und ganz optimistische Kameraden raunten, es gäbe von dort aus Freilassungen.

Ich denke, es war am 28. Oktober 1946, als wir am Hof des Lagers antreten mußten; der Kommandant verlas Namen, dabei auch meinen. Wir Verlesenen wurden auf Lastautos nach Pilsen zurückgebracht und abermals in die Zellen eingekerkert, jedoch war die Behandlung um einige Grade weniger rauh als früher.

Wir arbeiteten in den Skodawerken, wo wir insbesondere die in großer Unordnung befindlichen Fabrikhöfe und -räume aufräumen und säubern mußten. Auch mußten wir Gießformen für starke Rohre drehen, glühende Maschinenteile aus den Formen schütteln und, nachdem sie einigermaßen ausgekühlt waren, anschichten. Dies erforderte viel Schweiß. Wir bekamen außer unserer Gefängnisration in den Skodawerken gekochte Kartoffeln, womit wir uns sättigen konnten.

Durch Flüsterparolen erfuhren wir von den als Gangwärter und Küchengehilfen tätigen, in Bory schon mehr heimisch gewordenen Kameraden, besonders vom Kameraden P. aus Neuern, daß viele von uns demnächst freigelassen werden sollen, was uns seelisch sehr stärkte und aufmunterte. Dies bewahrheitete sich nach ungefähr zehntägigem Aufenthalt in Bory.

Mit der Entlassung, ungefähr am 10. November 1946, war mein auf 5 Jahre festgesetzt gewesenes Gefängnis-Martyrium bereits nach 13 Monaten beendet.

Die erlittenen Mißhandlungen, die große seelische und körperliche Beanspruchung, Hunger und sonstige Entbehrungen, Nervenzusammenbrüche und Überanstrengungen hinterließen sichtliche schlimme Folgen. Ich leide heute an Schwerhörigkeit, Schwachsichtigkeit und allgemeiner Nervenschwäche, besonders auch an Vergeßlichkeit. Viele meiner Leidensgenossen haben noch schwerere Folgen zu tragen, manche sind inzwischen vorzeitig gestorben.<<